



2793.

*Sr. Excellency dem Herrn
Staatsrat u. Professor von Hausmann
Kochschkungswall
die Vorpasserie.*

Bibl. Hausm.

A-0440.



Dorpat vor 60 Jahren.

Von Elisabeth Hoffmann (Sapsal).

Vor einiger Zeit brachte die „Deutsche Monatschrift für Rußland“*) eine Schilderung der Dorpater gesellschaftlichen und akademischen Verhältnisse in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Da wandten sich im Geiste meine Blicke noch weiter zurück, in die fünfziger Jahre, wo ich mit den Meinigen, vor Krieg und Kriegsgeschrei flüchtend, Reval verlassen hatte und zwei lange Sommer (vom Mai bis zum Oktober) in Dorpat verbrachte, wobei ich einen tiefen Blick in das Semesterleben tun konnte, das damals erst in der Mitte des Juni schloß und schon Ende Juli wieder begann. Wenn auch der Umstand, daß wir als Fremdlinge die Musenstadt betraten, in mancher Hinsicht meine Erzählung beeinträchtigen dürfte, so ist doch andererseits gerade der Fremde besonders geeignet, schärfer und genauer zu beobachten, und dazu fanden wir Aufnahme in einem großen Familienkreise, in dem wir bald heimisch wurden. Diese Jugenderinnerungen, die alte Leute besonders treu im Gedächtnis zu behalten pflegen, werden bei mir noch durch ausführliche Tagebücher unterstützt und auf ihre Richtigkeit kontrolliert.

Die Studenten, kaum 700 an der Zahl, prägten dem ganzen Dorpater Leben jener Zeit einen besondern Charakter auf und standen überall im Vordergrund des Interesses. Richard Wendt in seinem „Gerasch“ schildert im Bande über die Ostseeprovinzen ganz vorzüglich besonders das Dörptische Straßenleben in den 50er Jahren und betont die hervorragende Rolle, die die vier sogen. alten Korporationen in der Gesellschaft spielten. Aber auch die Polen und Armenier, deren es damals hier recht viele gab, traten gesell-

*) Bd. I. (1912), Heft 10. S. 865 ff.

Bibl. Hausm.

A-0440.

schaftlich mehr hervor, als es später, nach der Russifizierung der Universität, mit den aus dem Innern des Reichs herübergekommenen Russen der Fall war. Außerdem waren die Studenten früher in Dorpat viel seßhafter als jetzt, wo die Eisenbahn das Hin- und Herreisen sehr erleichtert. Wer jetzt arbeiten will, zieht oft fort, aufs Land, in andere Städte, einerlei wohin, nur weg aus Dorpat, während früher der Grundsatz feststand: *Arbeiten kann man nur in Dorpat*. Daher blieb in den Ferien stets eine große Anzahl älterer Studenten zurück und scharte sich im Sommer um den einzigen gesellschaftlichen Mittelpunkt, die „Sommer-Ressource“, mietete sich wohl auch Trans-Embach ein, um die schönen Abende im großen Garten zu verbringen.

Außer der Ressource, die den jetzigen Ausstellungsgarten einnahm, gab es hier überhaupt im Freien keinen Vergnügungsort für die gute Gesellschaft, — auf dem Dom konnte man nur spazieren, das Sitzen auf dem Rasen war verboten, und Bänke gabs nicht. So viel ich mich erinnere, standen dort nur zwei Bänke mit Lehnen, oberhalb des Broecker'schen Aufstieges, außerdem eine kleine Bretterbank bei der sogenannten Eckert'schen Treppe, beide Plätze hat der Maler Schlatter, damals erster und einziger Photograph Dorpats, der Kuriosität wegen abkonterfeit. — Wer jetzt den Dom mit seinen erweiterten Spazierwegen und Anlagen und den vielen hübschen Bänken, die zum Ausruhen einladen, besucht, wird es nicht begreifen, warum der alte Kurator Krafftström es durchaus nicht gestattete, diesen schönen Park durch einige hier und da aufgestellte Bänke etwas gemüthlicher zu machen. In seinen Augen war Leben die ganze Welt nur ein großes Militärlager, das stets en vedette sein mußte und zum Ausruhen keine Zeit hatte, — wozu also solchen unnützen Luxus gestatten? Seine 700 Studenten, die zu seinem Stolge sämtlich Offiziersrang hatten, so daß er also keine Gemeinen befehligte, waren ein Regiment, das er am liebsten Tag für Tag auf dem Exerzierplatz gedrillt hätte, was aber leider nicht anging, da sie sich mit brotlosen Künsten, wie es die Wissenschaften sind, abgaben. Wozu die nützen sollten, sah er nicht ein. Von ihm ging die Sage, daß er, wie Fritz Reuter sagt: „Schrewen Schrift nicht lesen konnte“, — trotzdem hatte er es bis zum General-Leutnant gebracht und war dann, wie er selbst sagte: Gelehrter geworden, d. h. zum Kurator der Universität Dorpat ernannt worden, welchen Posten er 22 Jahre lang bekleidete!

Nach diesen Abschweifungen wenden wir uns wieder der Ressource zu, die nicht nur für die arbeitenden Studenten der Mittelpunkt des geselligen Lebens war; auch alle Familien der Stadt- und Universitätsgesellschaft sammelten sich um dieselbe, d. h. bezogen im Sommer ihre Landhäuser, die, von herrlichen alten Bäumen umgeben, in der Jamaschen Straße oder an der Revalschen Allee gelegen waren. Die Revalsche Allee zeigte ein Aussehen, das sie von der jetzigen Alleestraße wohl sehr wesentlich unterschied. Nur auf der Stadtseite befanden sich Häuser, und zwar gab es ihrer kaum ein

Duzend, von der Ecke der jetzigen Rathhausstraße, damals Bethausstraße genannt, wo das Apotheker Scharfesche Landhaus stand, für damalige Ansprüche ein idealer Bau, der noch jetzt in unveränderter Gestalt, wenn auch stark gealtert, inmitten seines großen Gartenareals fortbesteht, bis zur „roten Mühle,“ wo der Hopfesche Garten, jetzt Nervenanstalt, einen wundervollen Rosenflor entfaltet. Den meisten Raum beanspruchten die hohen Gartenzäune, welche die aus der Jamaschen Straße hinaufreichenden Gärten einfriedigten und sämtlich durch große Pforten und kleine Pförtchen mit der Allee in Verbindung standen. Die schönen hohen Birken zu beiden Seiten der Allee waren damals schon hübsche schattenspendende Bäume, welche aber die Aussicht nicht behinderten, die man aus allen Fenstern dieser Häuser genoß, denn jenseit des die Nevalsche Allee begrenzenden Grabens dehnten sich Felder aus mit wogendem Korn und saftigem Grün, dem Fernblick eine weite Umschau gestattend, auf die Mühlen, den Kirchhof und die fernen Höhen und Wälder. Wer abends einen zwanglosen Spaziergang unternahm, erging sich dort, Bekannte trafen sich, und öfters hatte man dabei noch einen etwas absonderlichen Kunstgenuß. Es war unlängst der später so berühmte Cornet à piston-Künstler Wurm in Dorpat gewesen, hatte mehrere Konzerte gegeben und war von den Studenten und den älteren Herren sehr gefeiert worden. Mehrere von ihnen hatten sich nun diesem Instrument zugewandt und zu einem Quartett zusammengetan. Da sie sämtlich, ziemlich gleichmäßig verteilt, an der Allee wohnten, entging man ihren abendlichen Übungen nicht: kaum war man dem einen entronnen, als man auch schon die „Klagelaute“ des nächsten ertönen hörte, bis die rote Mühle diesen Kunstgenüssen ein Ende machte. Zusammenspielend habe ich sie einmal gehört, — da nahm sich das Ensemble schon sehr hübsch aus; nur die Übungen der einzelnen Stimmen fielen etwas auf die Nerven. Aber die Abende waren so herrlich, die Luft, die über die Felder strich, so wonnevoll, die begegnenden Bekannten so lieb, daß man sich durch diese Musikübungen nicht abhalten ließ, immer wieder unter den Birken zu lustwandeln.

Im ersten Stadtteil war auch die Gegend am Embach noch gar nicht bewohnt und bebaut, die Botanische Straße bildete die Grenze der Häuseransiedelungen. Alle die Frucht- und Gemüseamen der neuen Straßen sind erst später ins Leben gerufen worden. Überhaupt gabs nur wenige Straßennamen im ersten Stadtteil, außer der Botanischen waren nur die Ritter- und die Breitstraße benannt, sonst hatte man „Berge“: den Schloßberg, den Broeckerschen, den Morgensternschen und den Tschleserschen Berg. Im zweiten Stadtteil kannte man nur die Carlowastraße, wie die jetzige Alexanderstraße hieß, vom Kaufhof hinunter; die Alt- und die Promenadenstraße hießen die obere und die untere Wade; außerdem gabs wiederum nur „Berge“: der Blumberg, der Thunsche (an der Ecke unten war damals die Thunsche Weinhandlung), dann der Senfberg und der Hezelberg. Das jetzige Wulffiusche Haus gehörte damals den Senffschen Erben, die Treppen existierten nicht, der

Berg wurde noch befahren, — aber fragt mich nur nicht wie?! Der „Mistberg“, jetzt die Rigasche Straße, wurde übrigens zuweilen schon der Stationsberg genannt, — schließlich noch der Schlüsselberg, der sich stets ganz besonders schlechter Pflasterung erfreute. Die Leichstraße, die nur bis zum Kreuzschen Garten, dem jetzigen Handwerkerverein, reichte, hieß „auf dem Senfberge“. Dicht daneben lag die kleine Akeleische Besitzung schon auf Landgrund, weshalb die „Akelei“, das Studentenquartier daselbst, sehr gesucht war von arbeitenden Philistern, die nicht in der Stadt leben durften und sich, sowie sie „abgehört“ hatten, streichen lassen mußten, da die Zahl der Studenten damals eine begrenzte war. Nach 1848 war unbegreiflicherweise bestimmt worden, auf jeder Universität, deren es in dem großen Reiche wenige genug gab, dürften nur 300 Studenten zur Zeit aufgenommen werden. Dem Unterrichtsministerium war es freilich geglückt, für Dorpat und Helsingfors einen etwas günstigeren Modus ausfindig zu machen, um die Anzahl zu vermehren. Weil in St. Petersburg die medizinische Akademie bestand und diese Fakultät an der Universität nicht vorhanden war, ebenso derselben eine theologische fehlte, so wurden die Mediziner und Theologen hier nicht unter die 300 gerechnet.

Jenseit besagter Akelei hörte die Stadt auf, die ganze Bahnhofsgegend war freies Feld, der Wallgraben die reine Wildnis, die Domanlagen reichten nur bis zur Teufelsbrücke; alles, was drüben hinausreichte, hieß „die Sandgruben“ und „der wilde Dom“. Wunderschön sangen in dieser Gegend die vielen Nachtigallen, doch waren die damaligen Dörptschen Philomelen so wenig scheu, daß sie sogar in den, an der Ritterstraße gelegenen Gärten sich hören ließen. — Trans-Embach gab es schon mehr benannte Straßen: die bereits angeführte Bethausstraße, die Stein-, Jamasche-, Nevalsche und Petersburger Straße, außerdem war dort der Sturmsche-, der Ressourcen- und Waisenhaus- oder Jägerberg. Letzterer war ein Teil der jetzigen Bergstraße, die, längst abgegraben und ausgegraben, jetzt eine Schlucht bildet und an einer Seite eine unwegsame, hohe Erdstaffel aufweist. Damals wurde sie noch, wenn auch selten, befahren, doch erinnerten die dann und wann heraufeilenden Zweispänner, — andere Droschken gabs nicht, — wohl etwas an die Fliegen, die an der Wand emporklettern, auch glaube ich nicht gesehen zu haben, daß einer von den Kutschern hinunterfuhr; war er glücklich oben angelangt, so retournierte er lieber durch die Allee. Der Name Jägerberg rührte von der unten liegenden Jägerschen Kneipe her, die auch Jägerei genannt wurde.

Wie schon gesagt, war die Ressource der Mittelpunkt, der die ganze Dorpater Gesellschaft in der Sommerzeit vereinigte, wurde doch sogar das erste Trottoir aus flachen Granitsteinen, vom Rathaus ausgehend, durch die Ritterstraße zur Holzbrücke, von dort bis zur Sommer-Ressource gelegt, um den Herren vom Rat den Weg in der Sommerhitze doch in etwas zu erleichtern. Die Jahreszahl 1855 auf einigen der Steinplatten beweist die Richtigkeit dieser Angabe.

Allabendlich pflegten die alten und die jungen Herren sich sehr zahlreich im Garten wie im Saal zusammen zu finden, zum gemüthlichen Plaudern oder zu Kartenpartien, deren es stets mehrere gab. Am Donnerstage erschienen auch die Damen, die Stadtkapelle spielte im Freien, man promenierte, erfreute sich des schönen Baumgartens, saß auf der Veranda und genoß die hübsche Aussicht über die Stadt und die Umgegend. Alle 14 Tage am Dienstag abend mußten die alten Herren der Jugend das Feld räumen, da wurde von 9—12 getanzt, nachdem vorher die Musik im Freien gespielt hatte. Die Damen kamen von der Gartenpromenade in den Saal, tanzten im Hut, die Gesellschaft war sehr munter; da der Kreis verhältnismäßig klein war, wurde man leicht mit einander bekannt.

Wie wir sahen, spielte sich das Sommerleben hier in Dorpat sehr gemüthlich ab. Man blieb ständig hier, nur wer Verwandte auf dem Lande hatte, ging zuweilen zu denen auf Besuch. Daß man irgendwo in der Ferne sich ein Sommerhaus mietete, gehörte zu den größten Seltenheiten. Namentlich anführen konnte man einzelne Familien, die nach Cabina, Rambah oder Heiligensee zogen, auch hörte man ja zuweilen von kühnen Unternehmungen an den Strand. So waren z. B. Professor Koehlers einstmals aus Gesundheitsrücksichten ins Seebad geschickt, — Plattkaja hieß der Ort, er muß etwa in der Gegend des heutigen Neubad gelegen haben, — und sie dachten stets nur mit Grauen an diesen Sommer zurück, der ihnen die unglaublichsten Entbehrungen gebracht hatte. Die Gegend war von keinerlei Kultur belebt gewesen, das Haus sehr unwohnlich mit hohen Schwellen, niedrigen Türen, kleinen Fenstern, verräucherten Wänden und sehr viel Fliegen, dazu in der nächsten Umgebung nur das Meer, — kein Baum, kein Strauch. Man war dort gar nicht auf Fremde eingerichtet, im Dorf nichts zu haben, eine Stadt unerreichbar, frisches Fleisch im Sommer nur vom Hörensagen bekannt. Man aß Fisch! d. h. wenn gefischt wurde: in den 6 Wochen, während Koehlers dort weilten, hatten widrige Binde den Fischern das Handwerk gelegt, so daß nur ein glücklicher Fischzug etwas Abwechslung brachte. Im übrigen hatte die betreffende Mama sich wohlweislich mit Trockengemüse, Salz- und Rauchfleisch reichlich versehen und damit ihre Gesellschaft durchgefüttert. Jedenfalls waren sie alle froh, als die Badezeit überstanden war und sie sich für den Rest des Sommers in ihrem gemüthlichen Landhause in der Jamaschen Straße, vis-à-vis der Steinstraße, niederlassen konnten.

Nachdem wir das Sommerleben Dorpats geschildert, wenden wir uns dem Semesterleben zu, und zwar vorerst dem der korporellen Studenten, das schon insofern sehr anders als das jetzige war, da die Konventshäuser fehlten, es nicht einmal, wie in den 80-ger Jahren, Korporationskneipen gab. Außerdem war das wirtschaftliche Leben, der ganze Zuschnitt desselben ein so total anderer, so sehr viel einfacher als in der Jetztzeit. Einerseits waren die Ansprüche der jungen Leute an äußeren Komfort sehr geringe, andererseits war

das Angebot an Wohnungen, Einrichtung und Beköstigung unsagbar mangelhaft, die Preise demgemäß auch sehr bescheiden. Gewöhnlich bewohnten zwei Mann ein Zimmer und zahlten dafür semesterlich 12—15 Rbl. Aus dem Speisehause holte die „Löffeline“ ihnen das Mittagsbrot, woran sich gewöhnlich 4 Mann beteiligten, und sie zahlten dafür zusammen monatlich 7 Rbl. Abends zu den sogenannten Fuchstees, wo der OIdermann mit seinen Füchsen bei den älteren Leuten erschien, um sie mit denselben bekannt zu machen, wurde einfaches Weißbrot gereicht, dazu „alter Grünkäse“ und, wenns hoch herging, Revalsche Killos. Nach dem Abendessen präparierte man sich Toddy aus Rum, zu 1 Rbl. die Flasche, und die Füchse hatten es nicht leicht, den Geschmack, d. h. die Ansprüche an Rumgehalt, der einzelnen „älteren Herren“ zu treffen. Einer von ihnen hatte immer und allemal, wenn ihm das Glas gereicht wurde, nach dem ersten Probieren gesagt: „Ganz schön, aber noch 3 Tropfen Rum dazu“, — was er sogar tat, als man ihm reinen Rum gegeben, wobei nur der Zucker mit einigen Tropfen Wasser gelöst war.

Diese Fuchstees waren die einzigen Gelegenheiten, zu welchen die Füchse die Gesellschaft der älteren Leute aufsuchen mußten, in der allgemeinen Kneipe, im Knoch, wo vormittags gefrühstückt, aber kein längerer Aufenthalt genommen wurde, brauchten sie nicht zu erscheinen. Ein sehr beliebtes Kneiplokal war in den fünfziger Jahren dieser sogenannte Knoch, dessen Besitzer, ein alter langer Franzose, Mignot hieß, weshalb seine kleine dicke Frau von den Studenten Mignon genannt wurde. Eben wegen ihrer Korpulenz bekam sie noch den Zunamen „die Knöcherne“, und danach hieß die Kneipe „der Knoch“. — Diese Kneipe bestand Jahrzehnte lang im Professor Koehlerschen Hause (nun ist das Kreditssystem drin eingezogen), der Eingang war durch den mittleren Hof, der, damals sehr geräumig, jetzt arg verbaut ist.

Da es keine eigenen Konventsquartiere gab, wurden die Konvente in einer der größeren Burgen abgehalten und von den Füchsen den Landsleuten die Anzeige gemacht, indem sie dieselbe mit Kreide an die Türen der Quartiere schrieben, wobei sie es oft mit der Orthographie der Namen nicht ganz genau nahmen und z. B. das Huenesche, jetzt Paulmannsche Haus, an der Holzbrücke einfach mit „Hühnererei“ notierten. Die Korporationszahlungen betrugen in der Estonia 38 Rbl. OIdermannszahlung, 6 Rbl. Eintrittsgeld in die Burschenkasse, das später auf 3 Rbl., dann auf 1 $\frac{1}{2}$ Rbl. ermäßigt wurde. Der Fremden- wie der Matkommers fanden meist in Mollatz statt; dabei zahlte jeder bar 1 $\frac{1}{2}$ Rbl., und ebenso viel wurde aus der Burschenkasse für jeden Teilnehmer zugezahlt. — Der Stiftungstag wurde zuweilen in Camby oder auch in Weslershoff gefeiert, der 12. Dezember überhaupt nur 1852 zum 50-jährigen Jubiläum der Universität, ebenso der 21-ste April auch nur damals, und zwar in Rehrimois, die Mainacht nie.

Bei diesem Stande der Zahlungen und Ausgaben (es war möglich, sich noch billiger einzurichten) wird man es nicht verwunderlich finden, daß mein

Better Wilhelm Baumann, genannt Peter Baummann, der in den 30-ger Jahren studierte und als Dorpater Bursch, wie später als Philister in Reval, sehr beliebt war, bei einem Wechsel von 100 Rbl. semesterlich sich sogar ein Reitpferd hielt und, ohne einen Heller Schulden zu hinterlassen, die Universität verließ. — Zahlungsangelegenheiten wurden damals sehr ernst genommen, und unter den Estländern waren Haupterzieher in dieser Hinsicht Carl Eduard Koch und Alexander Eggers, genannt der „alte Gori“.

Der dritte Stadtteil wurde damals von den Studenten mit Vorliebe zum Wohnort gewählt, weil er unter der Aufsicht eines sehr humanen Bedellen stand, der die jungen Leute möglichst wenig belästigte. Es war damals nämlich die Kontrolle über die Studenten eine sehr strenge: 3 Bursche durften nicht miteinander ein Glas trinken, ohne vorher beim Rektor schriftlich eine namentliche Anzeige gemacht zu haben. Mehr wie 12 Mann durften nominell überhaupt nicht zusammen kommen, von denen 2 die Kaventen waren, und zwar mußten diese „ganz unbescholten“ sein, d. h. nie irgend was „losgelassen“ haben. Jeder Kommers mußte derartig angezeigt werden, und es kam allemal der Ober-Bedell mit einem Gehülfen herausgefahren; sie ließen sich das ihnen vorgesezte Traktament bestens munden und fuhren wieder heim. Als der große sogenannte Völker-Kommers 1852 am 21-ten April, bei Gelegenheit des 50-jährigen Jubiläums der Universität, in Rehrimois stattfand, war es dem Rektor vorgekommen, als wenn diese Meldung von zwölf Teilnehmern irgendwie für ungenügend könnte angesehen werden und daher bat er, die Herren möchten doch noch eine Gesellschaft mit anderen Kaventen anzeigen. Das geschah denn auch in denselben Zahlen, und zwar gab man diesmal Novum als Versammlungsort an, womit der alte Herr sich für ganz befriedigt erklärte, — ein Beweis, welch ein Formenmensch er war und wie es ihm nur um die ominösen бумаги zu tun war.

Wenn im Semester in den Burgen gesellige Vereinigungen stattfanden, konnten die Studenten jederzeit gewärtig sein, von irgend einem Bedellen abgestört zu werden, der, durch größere Lichtfülle oder durch etwaige Sangesklänge angelockt, unbehindert überall eintreten konnte. Durch gute Bewirtung suchte man ihn milde zu stimmen, erreichte aber damit oft nur, daß die guten Gottesgaben ihn bewogen, bald wiederzukehren, und wenn er nun gar mit dem Schlage 11 „im Namen des Gesetzes“ die Zusammenkunft für beendet erklärte, blieb den Betreffenden wirklich nichts anderes übrig, als auseinander zu gehen oder — in ein anderes Quartier überzusiedeln.

Wie zudringlich solche Bedelle sein konnten, erfuhr der Kurländer Goldmann, zu dem eines Morgens früh solch ein Mann des Gesetzes in die Wohnung drang und, arg mit der Nase herumschnuppernd, plötzlich behauptete, es rieche nach Rum, am Abend vorher habe in diesem Quartier wohl ein^e unangezeigte größere Gesellschaft stattgefunden. Es half nichts, daß der so Angegriffene versicherte, er habe, allein daheim sitzend, sich zu seinem Tee

einen „Schuß Rum“ gestattet, der Pedell blieb dabei, jede Alkoholkneiperei müsse angezeigt werden. Nun da blieb denn Goldmann nichts anderes übrig, als seinen Namen auf einen Zettel zu schreiben und denselben in der Universitäts-Kanzlei einzureichen. Auf die Frage nach der Bedeutung dieser Meldung antwortete er pflichtschuldigst, er gedenke am Abend seinen Tee mit Rum zu trinken und habe vom Pedellen die Anweisung erhalten, dies vorher anzuzeigen.—

Bis zum Schluß der 50-ger Jahre trugen alle Studenten ohne Ausnahme Uniformen, und jedes Dawiderhandeln wurde mit mehreren Tagen Karzer bestraft. Daher kam damals die Mode der langen Tuchmäntel, *Almaviva* genannt, auf, um mit denselben illegale Kleidungen zu verbergen, was aber nicht oft gelang. Auch Haar und Bart mußten „legal“ sein, jeder Schnurrbart war verpönt. Der Estländer Eduard Gloy, genannt Strohm, der stark brünett war und einen sehr üppigem Bart- und Haarwuchs hatte, vernachlässigte einmal in scharfer Examenarbeit seinen äußeren Menschen, so daß er bei einem Ausgange von einem ihm begegnenden Pedellen in sehr milder Weise mit folgenden Worten auf den Weg der Pflicht gewiesen wurde: „Herr v. Gloy! Haar is lang, Bart is schwarz, gehen sie nach Haus!“

Wenn ich erst sagte, daß der dritte Stadtteil von den Studenten als Wohnort bevorzugt wurde, so soll es nicht heißen, daß man die andern Stadtteile vollständig mied. Auch sie hatten hier und da sehr beliebte Burgen, z. B. die *Kiehnasterei* hinter dem Rathaus, die *Müllerei* am *Tschleserschen* Berge, die *Kanzel* im *Vietinghoffschen*, jetzt *Manteuffelschen* Hause am Markt. Letztere Burg bestand aus einem sehr großen hohen Zimmer, dessen Eingangstür hoch oben unter der Decke war, so daß man eine Anzahl Stufen herabsteigen mußte. Der Absatz oben war mit einer Gallerie umgeben, woher der Name *Kanzel* herrührte, und die älteren Theologen benutzten vor ihrer ersten Predigt diesen Platz, um sich dran zu gewöhnen, von oben herab zu reden. In der *Krone*, im Professor *Koehlerschen* Hause, befand sich die medizinische Bibliothek für die *Krons-Stipendiaten*, von denen einer als Bibliothekar daselbst freie Wohnung hatte. — Sehr bevorzugt wurde, sowohl als gelegentliches Konvents-Lokal wie als Versammlungsort bei größeren Vereinigungen, das Quartier im *Tyronischen* Hause, an der Ecke der *Johannis- und Breitstraße*. Der Balkon daselbst wurde von den Sängern gern benutzt: vom März an saßen sie bei schönem Wetter da oben in der Sonne und schmetterten zahllose Quartette in die Straße hinunter.

Ein Vergnügen, das sich die Studenten auch in alten Zeiten gern gewährten, waren die Sprizfahrten „auf die Länder“. Damals benutzten sie dazu Fuhrwerke der nahestädtischen Bauern, ebenso zu ihren Heimfahrten in die Ferien, denn bei den wenigen Poststraßen konnten sie infolge der großen Frequenz nicht auf prompte Beförderung rechnen. Da waren es denn, wie gesagt, die nahestädtchen wohlsituierten Großbauern, die mit ihren guten Pferden ein blühendes Fuhrmannsgewerbe betrieben, das oft eigentümliche Nebenzweige

trieb, da es mit Bankiergeschäften vereinigt wurde. In jener Zeit, wo es in Dorpat keine Banken gab, gedieh dort das Wucherwesen so sehr, daß z. B. 10% monatlich gar keine übermäßige Forderung war. Da mußte man zu andern Mitteln greifen. Oft schon im September erschienen die Bauern bei ihren bekannten „Jungherren“, — z. B. aus Forbushoff Jakob Suurmeeß (Großmann), ein sehr beliebter Geschäftsfreund, — und besprachen vorläufig die Dezember-Reise, d. h. der Student fragte, wie viel Handgeld der Bauer gewillt sei zu zahlen, bis man sich auf etwa 30 Rbl. einigte, die der Student erhielt. Brauchte er mehr Geld, so schloß er wohl mehrere Vereinbarungen und konnte am Ende des Semesters denjenigen seiner Kommilitonen, die, weniger geldbedürftig oder weniger praktisch, sich nicht rechtzeitig eine Fahrgelegenheit zur Heimreise besorgt hatten, eines seiner Fuhrwerke abgeben. Zu diesem Reisehandel aber kann ich bemerken, daß bei der Rückzahlung des Handgeldes und Abzahlung des Fuhrlohnes keiner dieser schlauen Dorsherren wohl je zu Schaden gekommen ist, im Gegenteil, das Geschäft war meist ein sehr gutes. Kam solch ein Fuhrbauer im Laufe des Semesters zur Stadt, so besuchte er seine Jungherren, um zu erfahren, wann er seine Zahlung erhalten werde. Lag keine Möglichkeit vor, ihm die Summe gleich zu geben, so bat er sich meist etwas Kleingeld als „Gehgeld“ aus und schlug sich dabei leicht 20% jährlich zusammen, wobei der Student immer noch im Vorteil war, angesichts der 120% jährlicher Wucherzinsen.

Doch nicht nur die Heimreisen machte man in den Bauernfuhrwerken, — im Sommer waren es die sogenannten Planwagen, im Winter mit „Kogoshen“ bekleidete Kibittken, — auch auf die L ä n d e r wurde gefahren, — nach Heiligensee, Camby, Kuckolin auch oft geritten, einmal sogar nach Walk, — sonst wurden die benachbarten kleinen Städte besucht. — Eschernow und Ignatius freilich, die beiden am Meer Geborenen, unternahmen es einmal, ihre Johanni-Heimreise nach Hapsal und Dagden von der Dorpater Holzbrücke aus zu Boot über Fellin-Bernau zu machen, doch hörte man im Herbst, die auf der Karte so übersichtlich dargestellten Wasserwege, zwischen dem Wirzjärwsee und Fellin, sowie von Fellin zum Bernaufluß, hätten sich in Wirklichkeit als nicht ganz befahrbar erwiesen, also daß die Jünglinge ihr Boot, das zum Glück sehr klein war, manchmal tragen mußten. — Die Estländer Otto Hoffmann und Eduard Gloy fuhren einmal mit einem Bauer bei sehr schlechten Wegen zum Februarmarkt nach Fellin. Tags darauf folgten ihnen Alexander Eggers und Peter Woldemar Krich, danach noch mehrere Landsleute, so daß sie, ihrer 12 Bursche, erst den Ball in der Bürgermuffe mitmachten und dann in den Adelsklub zu zwei Bällen gebeten wurden; endlich gaben sie noch selbst einen Ball, der sehr stark besucht war und äußerst gelungen verlief. — Einmal im März, bei schönstem Frühlingwetter, zogen mehrere Estländer, unter ihnen Karl Rodde und Hermann Krause, hinaus nach Novum, wo damals die alte „Tante Pfahl“ wirtschaftete. Ihnen folgten Fritz Wulff, Georg

Krich u. a., bis schließlich 14 Mann beisammen waren. Nachdem sie mehrer Tage dort gehaust hatten, wurden sie der alten Frau allmählich zu viel, und da sie nicht weichen wollten, froh und hungerte sie sie systematisch aus, bis sie endlich abzogen.

Des alten Lokkus muß ich noch erwähnen, obgleich berufenere Federn es vor mir getan haben, doch ist sein Andenken zu sehr verknüpft mit jenen Zeiten, als daß ich ihn mit Stillschweigen übergehen könnte. Er war bekanntlich Inhaber einer Badstube, deren kleines Haus noch eben neben der großen Panowschen Badeanstalt liegt, aber sehr unscheinbar aussieht. Zur schönen Quelle hatte der Alte im Hause einen Zugang und in ihrer kalten Flut hielt er die Schnapsflaschen, die er stets eigenhändig zu etwaigem Gebrauch herausholte. Nachdem die jungen Herren gebadet hatten, erhielten sie einen Labetrunk, und darauf Fleischkuchen mit Kartoffeln und Pfannkuchen mit Strickbeerenmus. Bier mochte der Alte nicht, daher sagte er den Studenten, die er alle dukt: „Trinkt Schnaps, der ist gut für den Magen; trinkt nicht bitter alt' Dpfenwasser“. — Baargeld sah er nie von seinen Studenten; er notierte stets alles sehr genau, und es ist bereits genugsam anderswo erzählt worden, wie er es verstand, von älteren Herren, die es versäumt hatten, bei ihrem Abzug aus Dorpat ihre Rechnung bei ihm zu begleichen, sich das Seinige zuweilen wiederholt einzufordern und auch zu erhalten.

Aus diesen Berichten ist ersichtlich, daß die Studenten zwar durch eine stark kleinliche Beaufsichtigung von Seiten der Universitätsobrigkeit geniert wurden, sich davon aber nicht viel anfechten ließen, sondern sich in harmlosem Jugendmut ihres Lebens freuten. Übrigens erreichten diese Nörgeleien bald ein Ende, als im September 1854 der alte Kurator starb und dessen Nachfolger, der Geheimrat Bradke, bisher Kurator in Kiew, ein tief religiöser, evangelischer Geist und wissenschaftlich hochgebildeter Mann, alsbald ein ganz anderes Regiment aufbrachte. Vor allen Dingen veranlaßte er die (leider nur ministerielle) Bestätigung der Korporationen, schritt gleich zur Gründung einer Universitätsgemeinde und führte noch viele andere zeitgemäße Verbesserungen ein.

In meinem Stammbuch aus jenen Tagen — es war ja die Blütezeit der Stammbücher! — bewahre ich ein Gedicht des stud. jur. Oskar Riese mann, das ein charakteristisches Bild des damaligen Studentenlebens entwirft:

Aus Dorpat soll dies Blättchen Grüße bringen,
Aus Dorpat, jener freien Musenstadt,
Wo auf dem Dom Studenten fröhlich singen,
Beglückt durch ein edles Rektorat.

Wo Rektor und Pedell im trauten Bunde
Nach den Studenten unermüdblich sehn,
Nach jedem freien Wort aus ihrem Munde,
Nach jedem off'nen Uniformsknopf späh'n.

Wo uns das Karzer lächelt an vom Dache,
Mit seinem Fenster, ach so traut und klein,
Es schwöret jeder ihm mal blut'ge Rache,
Der jemals mußte sein Bewohner sein.

Wo der Student in angestrengtem Fleiße
Bei seinen reichen Büchern traurig schwigt,
Und wo der Bursch in trauter Brüder Kreise,
Von Sorge frei, beim frohen Glase sitzt. —

Wo oft der Männerfang in vollen Tönen
Des Domes Fundament erzittern macht,
Wo jeder Jüngling singet seiner Schönen,
Und jeder andrer Torheit gern belacht.

Wo echter Sinn und echte deutsche Sitte
In jedem Herzen findet einen Herd,
Wo keiner einen Makel an sich litte,
Für Recht und Ehre jeder zieht sein Schwert.

Wo Brudertreu und Bruderliebe walten,
Wo trautes Du ertönet überall,
Wo jugendglühnde Herzen nie erkalten
Das Wörtchen „Wahrheit“ tönt mit gutem Schall.

Wo Ernst und Frohsinn brüderlich sich einen
Zum Bunde gegen das Philistertum,
Wo noch der Jugend hellste Sterne scheinen
Und ewig steht der Burschen alter Ruhm.

Und diese Stadt läßt ihren Gruß erschallen
An Herzen, die ihn gut und recht verstehn, —
Er möge nie in Zukunft ganz verhallen,
Bis einst die Botschaft tönet: „Wiedersehn!“

Das Karzer wurde von den Inhaftierten meist nicht gar schwer genommen, ja mancher Student hat es zu Zeiten ganz gern bezogen, um ungestört arbeiten zu können. Die jeweilige „Löffeline“ sorgte für die Verbesserung der Verköstigung, auch munkelte man, daß in ausgehöhlten Schwarzbrotten manch Fläschchen eingeschmuggelt worden sei. Ein Oldekopp, mit dem Spitznamen Baumann, war bereits als Doktorand, weil er ohne Uniform betroffen worden war, ins Karzer gesteckt worden. Die „Kronsmediziner“ mußten nämlich bis zur Promotion Studenten bleiben und als solche sich stets „legal“ kleiden. Gerade zwischen Weihnachten und Neujahr wurde er eingesteckt, und um sich für diese „rückichtslose Behandlung“ zu rächen, dachte er sich einen besonderen Spaß aus. In der Sylvesternacht klingelte er oft und heftig, bis endlich der Karzerknecht erschien, den er beauftragte, den Rektor zu benachrichtigen, er, Oldekopp, müsse seine Magnifizenz ersuchen, in einer sehr wichtigen Angelegenheit, — es handle sich um Tod und Leben, — persönlich sich zu ihm ins Karzer zu begeben. Wirklich erschien nach einiger Zeit der alte Herr, nachdem er mühsamst die vielen Treppen heraufgestiegen war, und auf die Frage, was gewünscht werde, führte Oldekopp ihn zum Ofen, über welchem ein riesiger Haken oder Nagel in der Lage stak. Auf diesen weisend, setzte ihm Oldekopp mit ungeheurem Wortschwall auseinander, wie unverantwortlich es von der Universitätsobrigkeit sei, solch einen Gegenstand, vielleicht jahrelang, dort unbeachtet belassen zu haben, wo man doch wisse, in welcher verzweifelter Stimmung die jeweiligen Karzer-Inhaber sich befänden, und wie dieser Nagel da oben die Veranlassung sein könne, wenn der eine oder der andere der Versuchung unterliege, mit dessen Hilfe seinem Leben ein vorzeitiges Ende zu machen. Oldecop soll sich so in Rage geredet und dem alten Herrn so eindringlich zugesetzt haben, daß dieser, um sein Gewissen zu beruhigen, da er doch in der Sylvesternacht keinen Maurer kommen lassen konnte, schleunigst dem Karzerknecht den Auftrag gegeben habe, den Inhaftierten in Freiheit zu setzen. Weiter hatte dieser ja nichts gewollt, — er schüttelte freudigst den Staub von seinen Füßen, zog fürbaß treppab, und war auch noch so glücklich, einige Kameraden, die über das Fest hier geblieben waren, bei ihrem Sylvesterpunsch zu überraschen und sich ihnen zuzugesellen. — Wenn die jungen Leute es nur verstanden hätten, den Rektor bei seiner schwachen Seite zu fassen, wäre mancher dem Karzer entronnen, d. h. nicht inhaftiert worden. Der alte Herr liebte es nämlich, den Studenten bei jeder Gelegenheit, so recht eindringliche Vermahnungen zu halten, und freute sich sehr, wenn diese Eindruck zu machen schienen, — dann war er bereit, Milde walten zu lassen. Einmal war Alexander Harder, natürlich ohne Erlaubnis, zur Herbst-Jagdzeit nach Etland gefahren, hatte sich dabei 14 Tage lang herrlich amüsiert und fand bei seiner Rückkehr eine Zitation zum Rektor vor. Ob seine Uniform ihm indeß von Kameraden „ausgeführt“ war? Er hatte jedenfalls zu dieser Präsentation eine fremde angezogen, die ihm viel zu enge war. Infolge dessen, wohl auch, weil bei dem Herbstwetter in der

Kanzlei gehörig eingeheizt worden, wurde dem Delinquenten bei den Worten des Rektors so heiß, daß er sich mit einem Tuche den Schweiß von der Stirn wischte. Dies sehen und es falsch beurteilen, war eins beim alten Herrn. Voll Entzücken glaubte er, seelische Bewegung bei seinem vis-à-vis zu spüren, der seinerseits, als er das merkte, nicht nur die Stirn, sondern auch die Augen heftigt wischte. Die Folge war, daß der gestrenge Herr seinem Opfer tröstend zusprach und ihm jede Strafe erließ.

Weiter heißt es in dem Gedicht: „Wo der Student . . . bei seinen reichen Büchern traurig schwigt“, was eine poetische Lizenz ist, die der Berichtigung bedarf, denn auch in den 50-er Jahren herrschte in den Korporationen ein reges geistiges Leben und Streben. Die „Schmiede“ war in der Estonia die Burg der Brüder und Vettern Schmidt, die viel Anregung gab, aus deren Kreise Professoren, Akademiker und verschiedene andere bedeutende Männer hervorgingen.

„Wo oft der Männerfang in vollen Tönen, des Domes Fundament erzittern macht“, heißt es weiter, und bei diesen Worten erwacht in mir die Erinnerung an jenen herrlichen Gesang, von dem die Jetztzeit keine Ahnung hat. Wie erfreut war man, wenn an einem schönen Frühlings- oder Herbstnachmittage, etwa um 5 Uhr, vom Dom, über den Schrammschen Bierkeller hin, eine Anzahl Chorklieder, von frischen Kehlen gesungen, in die Stadt hineinschallten: die betreffende Korporation, die einen Quartettgesang von der Bastei beim Anatomikum aus beabsichtigte, gab damit der Stadt „kund und zu wissen“, was geplant wurde. Einzelne Nichtfänger liefen oder fuhren wohl auch von Haus zu Haus, um die Bekannten zu benachrichtigen, und wenn die Quartettfänger auf der Bastei Stellung genommen hatten und ihren ersten Sang ertönen ließen, dann war so ziemlich die ganze musikliebende Bevölkerung der Stadt zur Stelle und erging sich auf dem Wege um den großen grünen Rasenplatz, der bergan steigend bis zur mittleren Tür des Anatomikums reichte. Mehr als eine Korporation war damals sangestüchtig genug, die Gesellschaft durch den herrlichen Quartettgesang zu erfreuen. Die Curonia freilich war zu Anfang der 50-er Jahre eben verstummt: Bernhard Schaaß und mit ihm mehrere tüchtige Sänger hatten Dorpat verlassen, von seinem himmlischen Tenor wußte man damals nur noch durch Hörensagen. Dafür hatte die Livonia ein reichbesetztes Quartett, und die Rigensis unter ihrem Magister cantandi Joseph Harzer tat sich durch mehrere besonders gute Sänger hervor. Doch genoß man auch ihren Gesang schon etwas mit Wehmut, da mehrere der Sänger bald abgehen sollten.

Das Estonia-Quartett war besonders reich besetzt, und weil diese Korporation über so viel gute Stimmen verfügte, konnte sie es wagen, zum Fuchstheater 1854 mehrere Szenen des „Freischütz“ aufzuführen. Die Vorstellung, die in Novum stattfand, war sehr gelungen, und alle Professoren hatten dazu Einladungen erhalten. Der Mediziner Woldemar Schulz, der von zierlicher

Gestalt war, soll als Annchen reizend gewesen sein. Weniger glaublich erschien die Behauptung, Julius Voß habe als Agathe wie ein Engel ausgesehen, da er doch für diese Rolle etwas „cumplett“ war. Sczymowsky, sehr lang, sehr hager, geisterbleich, mit sehr prononcierten Zügen, war ein vorzüglicher Samiel, Oskar Riesemann spielte den Kaspar und Woldemar Grohmann den Max.

Die Professoren bildeten natürlich mit ihren Familien den Mittelpunkt der Gesellschaft. In den 50-ger Jahren waren sie merkwürdiger Weise meist Sachsen, neben ihnen gab es nur wenige andere Reichsdeutsche und Balten. Diese Sachsen hatten in jeder Hinsicht viel Gemeinsames: sie waren alle sehr klein von Gestalt, sehr gelehrt, sehr originell, und meist von einer bemitleidenswerten Weltfremdheit. Da war z. B. Professor Kr... als fanatischer Archäolog in steter Jagd auf Altertümer begriffen, die er allerorten witterte und nach denen er Nachgrabungen veranstaltete. Ob er die Höhle unterhalb Quistental entdeckt hat, weiß ich nicht, ebenso wenig, wo ihr Name Capadonga herkommt. Jedenfalls hat er viel in derselben „herumgegrawelt“, wie man damals sagte, und sonderbare Funde getan, die er nicht nur in „Mitteilungen“ beschrieb, sondern auch abkonterfeite, bis einer seiner Kollegen ihm bei einer Urne, deren Entstehung er in ein entferntes Jahrhundert zurückdatierte, an einem ganz deutlich erkennbaren Fabrikstempel nachwies, daß es nur eine sehr „verbaulte“ Tulasche Teemaschine sei! Es wurde auch bald ruchbar, daß Studenten sich den Spaß gemacht hätten, allerlei altes Gerümpel in der Capadonga-Höhle zu vergraben, damit der Herr Professor in diese Falle ginge.

Der berühmte Astronom Professor Mädler und seine Frau waren ein sehr ungleiches Paar. Sie eine stattliche Erscheinung, bekannte Dichterin, gewesene Hofdame eines kleinen deutschen Hofes, und er der kleine, schon ziemlich bejahrte, so sehr gelehrte Herr, der stets rechnete, so daß ihm nachgesagt wurde, er habe einmal, seine Umgebung vergessend, auf einem Ball den Hals und Nacken einer jungen Dame benutzt, um nur schnell ein paar komplizierte mathematische Rechnungen zu lösen. Er war sehr zerstreut, sah und hörte nichts, was um ihn her vorging, und daher begriff man nicht, wann und wie er es vermocht habe, sich zu verlieben und zu verloben. Die Professorin meinte dazu: „Nur einmal fiel meines Mannes Blick auf die Erde, und da stand gerade ich.“ — Seine Zerstreutheit benutzend, spielten die Studenten ihm einmal einen Streich. In einem Frühling war dem alten Herrn: von seinem Arzt eine Mineralwasserkur verordnet worden, die er getreulich ausführte: auf dem Dom, wo auch seine Wohnung lag, spazierte er herum, immer von Zeit zu Zeit wieder ein Glas trinkend, während die Flasche in einer Laube stand. Das wurde von Studenten entdeckt, die sofort den medizinischen Inhalt der Flasche ausgossen und starken Rum auffüllten, was der zerstreute Herr wirklich nicht bemerkte, wenn auch die unliebsamen Folgen nicht aus-

blieben, da solch ein konzentrierter Alkohol ihm ein ungewohntes Getränk war. Der Professor der Theologie Keil war ebenfalls sehr klein, frühzeitig gealtert und sehr gelehrt, sah aber immer etwas mißmütig aus. Bei ihm machte sich der Dialekt sehr geltend, so daß man ihn gradezu oft nicht verstand, während er in seiner großen Güte sich alle Mühe gab, um sich verständlich zu machen. Im Kolleg spricht er einmal vom „Galbe“; die Studenten machen ihm durch Scharren bemerklich, daß ihnen der Ausdruck nicht begreiflich sei. Er sagt darauf: „Meine Herren, Sie scheinen mich nicht zu verstehen. Ich meine das „Galb“, das „Gind“ von der „Guh!“

Noch einen der alten Herrn muß ich anführen, der aber sehr anders geartet war als die bisher genannten: es war der Professor Morgenstern, auch ein Original vom reinsten Wasser, von dem in Dorpat soviel Anekdoten kursierten, daß man's nicht begreifen konnte, wie ein Mensch auch bei der längsten Lebensdauer die alle verbroschen haben konnte. Seine Bücher hat er der Universitätsbibliothek vermacht, wo sie in einer besonderen Abteilung aufgestellt sind, die mit seinem lebensgroßen Brustbilde geschmückt ist. Nach diesem Bilde zu urteilen muß er sehr gut ausgesehen haben, und er soll auch sehr stolz auf seine Schönheit gewesen sein, wenigstens erzählt man, daß er bei seinen Ausgängen, stets vom Diener begleitet, diesen oft gefragt haben soll, ob die ihnen begegnenden jungen Damen sich auch nach ihm umsahen, und auf die bejahende Antwort geäußert haben: „Laß sie schmachten!“ . . . Ein großer Goetheschwärmer war er, und er soll auch ebenso wie sein Idol mit den Worten: Licht, mehr Licht! gestorben sein. — Wie wenig er vom praktischen Leben wußte, mit wie geschlossenen Augen er umherschritt, zeigte sich einmal in Rathshof, wo Herr v. Liphart nach einem Herrendiner seinen Gästen, die auf der Rampe vor dem Schlosse standen, das schöne importierte Rindvieh in einzelnen Exemplaren vorführen ließ. Auf eines der Prachttiere weisend, sagt der Professor wohlgefällig lächelnd: „Welch schöner Ochse!“ — worauf alle die andern Herren unisono ausrufen: „Aber Professor, das ist doch eine Kuh!“ — „Ja, ja,“ sagt der alte Herr, „mag schon sein, — für einen Laien nur schwer zu unterscheiden.“

Die jüngeren Professoren, Inländer wie Ausländer, waren ein ganz anderes Genre, z. B. der so frische, alle um sich her anregende George Adelman und Ludwig Strümpell, der jung blieb bis ins höchste Greienalter, und so noch viele, denen die Jahre nichts anhaben konnten. Unter den Balten wurde Professor Piers Uso Walter, trotz seiner Häßlichkeit, von Patienten und Studenten geradezu angebetet. Seine stehende Redensart war: „Schulden se! (Entschuldigen Sie)“: damit begann er jedes Kolleg, das waren die ersten Worte, die er am Krankenbett sprach, wo er mit gleichmäßiger Zartheit und Liebenswürdigkeit alt und jung, arm und reich behandelte. Einmal überreichte ihm ein Student, den er examinieren sollte, ein Heft, in welchem Walter, als er es aufschlug, einen Hundertrubelschein

erblickte. Schweigend gab er es ihm zurück, wendete den Studenten mit dem Gesicht zur Thür, schob ihn hinaus und sagte nur die Worte: „Ishulden Sie, Sie sind ein Schwein!“ — Auch sehr beliebt bei den Studenten war Walters Verwandter, Professor Erdmann, von seinen Schülern Wanka-Lanka genannt. Ebenso hoch von Wuchs wie sein Sohn, der spätere Professor Carl Erdmann, aber wohl fast doppelt so breit, war er Tag für Tag auf Pragisfahrten, von früh bis spät, sich einer sehr unbequemen Brettdroschke bedienend, auf der er, wie die Studenten behaupteten, nur durch die Bewegung gehalten wurde: wenn das Pferd still stand, war er auch schon auf der Straße. — Eine sehr liebenswürdige Persönlichkeit war auch der Chemiker Carlchen Schmidt, dessen großes gastliches Haus oft nicht alle die Gäste bergen konnte, die er in herzlicher Freundlichkeit eingeladen. — Zuletzt muß ich noch Professor Christianis erwähnen, der wohl Universitätsprediger war, aber, wie schon gesagt, noch ohne Gemeinde. Sonntags um 12 Uhr predigte er unter großem Zudrang in der Johanniskirche, aber äußerte bedauernd, es lange nicht mehr leisten zu können, stets nur „Gastpredigten“ zu halten. Nun, bald gab ihm Kurator Bradke sowohl Kirche als auch Gemeinde, doch war es nicht für lange, da er 1868 General-Superintendent von Livland wurde.

Aus dem Kreise der Universitätslehrer sei endlich noch der alte Raupach erwähnt, der Lektor der italienischen Sprache war und sich in seinen Mußestunden mit leidenschaftlicher Liebe dem Wasserport widmete. Wer jetzt die Menge von Segel- und Ruderbooten sieht, die den Embach befahren, wirds nicht glauben wollen, daß es damals nur fünf Boote überhaupt gab, mit denen man fahren konnte. Vier von ihnen gehörten dem alten Herrn Raupach, der am Embach neben der sogenannten „Suenerei“ wohnte und die Flottille unter seinen Fenstern verankerte. Er war mit seinen Booten außerordentlich freigebig: wer ihn bat, erhielt sie, und er war selbst stets ein lebendes Glied der Gesellschaft, besonders mit den humoristischen Erzählungen aus seiner Romzeit und dem steten Ausruf: Va bene! — Der Umstand war vielleicht etwas störend bei diesen Fahrten, daß sie sich stromaufwärts stets langsam vorwärts bewegten, weil bei größerer Gesellschaft das Rudern sowie das Segeln unmöglich wurde. Der Gemütlichkeit wegen, um in größerem Kreise beisammen zu sitzen, wurden die Boote zu zwei und zwei nebeneinander durch quer gelegte Latten verbunden. Da mußte man sich schon dazu bequemen, die Fahrzeuge, wie die Peipus-Lodjen, durch Menschen, die am Ufer nebenher gingen, an langen Stricken ziehen zu lassen. Aber auch diesen Umstand wußte der alte Herr mit Humor zu behandeln. Die Zugnechte waren stets dieselben Leute, die bei ihm im Solde standen, wenigstens dem ersten Winke folgten, den er ergehen ließ, um sie zur Hilfe herbeizurufen. Sehr originell sahen diese drei Kerle aus, die von ihrem Schiffsherrn mit eigentümlichen Namen gerufen wurden. Der eine, lang und hager, ein älterer ausgedienter Soldat, wurde „Kawaléer“ genannt, eine Benennung, die früher im Estnischen für Militärs

gebräuchlich war. Der zweite, sehr verschmizt dreinschauend, hieß „Kaliban“, sein Anblick wird dem alten Herrn wohl Shakespearesche Erinnerungen wachgerufen haben, während der dritte, sehr groß, füllig und ungeschlacht, einfach „Lurjus“ gerufen ward. Diese noms de guerre wurden von den Trägern durchaus nicht scheel angesehen, im Gegenteil fast als Ehrentitel betrachtet, denn als wir dem dritten einmal auf der Straße begegneten und, ihn erkennend, plötzlich „Lurjus“ riefen, erstrahlte sein Gesicht in freudigster Überraschung. — Quistental und Kabbina waren meist die Ziele solcher Bootfahrten, und die Heimfahrten in der Abendkühle, bei Mondlicht oder Sternenschein, waren un-
gemein stimmungsvoll. —

Hiermit schließe ich die Schilderungen des damaligen Dörptschen Lebens. Seitdem sind 60 Jahre ins Land gegangen, das Alte ist vergangen und Neues entstanden, aber auch das wird vergehen, denn Dauer hat nur der Wechsel.

